

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 326.

Montag, 7. Dezember

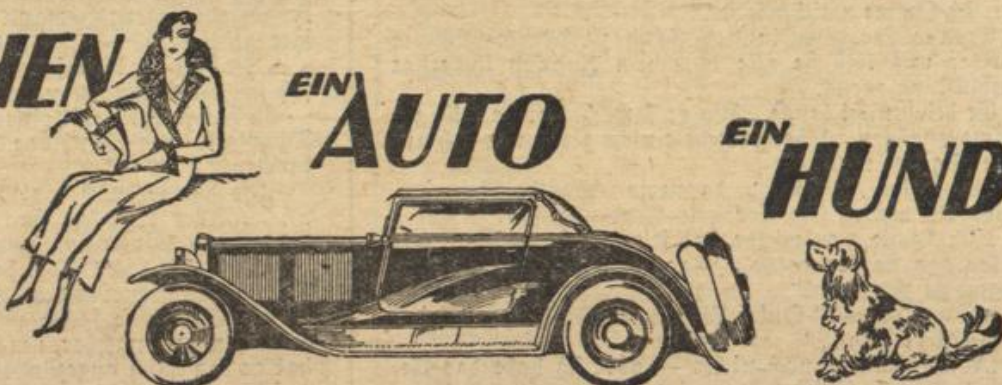
1931.

EIN
MÄDCHEN

EIN
AUTO

EIN
HUND

Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.



ROMAN VON OLE STEFANI.

(22. Fortsetzung.)

Tarka fand das auch. Er hatte vorsichtig geschnuppert. Jetzt erkletterte er ein paar Stufen und sah einen Augenblick mit vorgestrecktem Kopf nach oben. Dann schoß er in wilder Jagd hinaus. Janet konnte ihn nicht mehr halten.

Sie lauschte ein paar Sekunden, dann gab sie nach und stieg über die Stufen. Auf halber Höhe der Stiege kam Tageslicht von außen durch eine Luke. Oben endete die Treppe vor einer Tür. Tarka schnupperte in den Spalt, kratzte und mieste leise.

„Wacht!“ machte Janet. „Ruhig! Wir sind auf dem Kriegspfad — und ein wohlgezogener Indianer hält den Schnabel!“

Sie fand die Klinke und drückte sie leise nieder. Und da kam es ihr so vor, als ob — genau im selben Augenblick — von drinnen ein Schlüssel gedreht würde und ein kleiner Ruck durch die Tür ginge. Es war natürlich pure Einbildung der verwunschenen Treppe.

Die Tür ging nicht auf.

Tarka schnaupte erregt. Janet blieb einen Augenblick stehen, dann wandte sie sich wieder um: „Zurück, Häuptling der Mohicaner!“ kommandierte sie. „Die Bleichgesichter haben sich verbarrikadiert. Los — hinunter!“

Tarka widersprach. Er runzelte die Stirn und atmete schwer.

„Ein andermal, Schnuppernase!“ sagte Janet und schloß die Tür hinter sich ab. Sie verschwand sofort wieder hinter dem Efeugestrüpp. Janet blickte prüfend an der Wand hoch, aber sie sah nichts Auffälliges.

Gedankenvoll kletterte sie die Kante entlang und ging um das Haus. Vor der Terrasse stand der Gärtner und segte den Platz. Er grüßte sie.

„Guten Abend!“ sagte Janet. „Hören Sie, mein Lieber — wie viele Eingänge hat das Schloß?“

Er begriff sie nicht gleich. Dann schob er die Mühe zurück und wies auf das große Portal: „Den hier — und dann rechts den Eingang für das Personal!“

„Weiter ist keine Tür da?“

„Wie?“

„Aucune porte — pour entrer?“ Janet kramte ihr bestes Schulfranzösisch aus.

„Keine, Mademoiselle!“ beteuerte er.

Sie sah ihn misstrauisch an. „Aber an der Hinterwand des Hauses?“

„An der Hinterwand... ah ja!“ sagte er, sich er-tauernd. „Dort ist eine kleine Pforte. Sie führt nach

oben in die Rumpelkammer. Aber sie wird niemals benutzt!“

„Niemals?“

„Nein“, versicherte er erstaunt, „schon seit Jahren nicht. Man geht immer über die Haupttreppe hinauf.“

„Schon seit Jahren nicht...!“ wiederholte sie in Gedanken, während sie ins Haus ging. „Es ist wahr: die Wände waren voll Staub und Schmutz — aber die Stufen und das Geländer waren vollkommen sauber!“

31.

Im Salon fand sie alle in großer Sorge. Cranbourne war immer noch nicht da. Man wagte kaum, sich ohne ihn zum Diner zu setzen. Violet zumal war außer sich. „Rücksichtslosigkeit!“ rief sie. „Man weiß doch nie, woran man bei ihm ist. Aber es kann ihm doch nichts zugestoßen sein?“

Braycott saß in einer anderen Ecke des Zimmers, die langen Beine gekreuzt. „Ich will ihm bald entgegengehen!“ sagte er und flüsterte Janet und Tante Betsy, zwischen denen er saß, bekümmert zu: „Wenn er mit bloß den Wagen nicht kaputtgefahren hat!“

„Na —!“ machte Tante Betsy und Janet warf ihm einen kühlen Blick zu.

„Wollen Sie nicht die Gendarmeriestation anrufen, Martin?“ fragte Violet angstvoll.

Die Antwort gab eine Serie kleiner Supentöne, die vom Weg her und unmittelbar darauf vor dem Portal erklangen.

„Gott sei Dank — Did!“ schrie Violet und sprang auf.

„Gott sei Dank — mein Wagen!“ schrie Braycott und sprang auf.

Aber ehe sie die Tür erreichten, stand Cranbourne schon in ihr.

Er war kühl und korrekt wie immer. Und doch vibrierte unter seiner Haltung eine sonderbare Erregung, die alle spürten, und seine Blicke strömten eine rätsel-hafte Nervosität aus.

„Guten Tag!“ sagte er ruhig auf alle stürmischen Begrüßungen. „Ich bitte um Verzeihung, Mr. Braycott, daß ich Ihren Wagen so ungebührlich lang in Anspruch genommen habe.“

„Ist er kaputt?“ brummte der Amerikaner.

„Alles in Ordnung!“ versicherte Cranbourne lächelnd. „Der Diener bringt ihn eben in die Garage. — Ich habe Sie alle eilig zu sprechen, weil ich glaube, daß wir heute noch versuchen müssen, London anzurufen.“

„Wieso?“ wurde er gefragt. „Wen anrufen?“
Er befaß sich einen Augenblick. „Scotland Yard!“
sagte er dann.

Alle verstummten und starrten ihn mit weit auf-
gerissenen Augen an.

„Schade, daß er verrückt geworden ist!“ murmelte
Onkel Martin. „Ein so netter Mensch! — Wo waren
Sie denn bis jetzt, armer Junge?“

„In Dieppe.“

„Das wissen wir!“ schrien alle.

„Teils in der Telephonkabine —“

„Sechs Stunden lang?“ machte Prancott erstaunt.

„— teils bei der Polizei. — Bitte bleiben Sie alle
hier, ich komme gleich wieder.“

Cranbourne ging in den Gang zu seinem Zimmer
hinüber und ließ sie alle in einem Zustand äußerster
Verblüffung zurück.

Er blieb nicht lange. Als er kam, hat er sie, alle zu-
sammengedrückt. Aber er redete nicht gleich und sah auf
seine Zigarette nieder.

„Los, los, Mann!“ donnerte Martin Anderson.
„Weshalb wollen Sie Scotland Yard anrufen?“

„Ich dachte, es würde gut sein. Ich meine: wir
sollten den Leuten raten, Mac Norton nicht aus den
Augen zu verlieren!“

„Mac Norton?“ Onkel Martin wurde blaß. „Wieso?
Was hat er getan?“

„Wahrscheinlich noch nichts — aber ich habe das Ge-
fühl, daß er noch etwas tun wird!“

„Sie sind furchtbar!“ ächzte Tante Betsy. „Wollen
Sie uns nicht endlich sagen, was eigentlich los ist?“

„Gern!“ Er verneigte sich vor ihr. Dann suchten
seine Augen Janet mit einem flüchtigen, ersten Blick.
„Seit einiger Zeit sind in unserem Kreis Dinge passiert,
die uns alle beunruhigt haben. Ich rede in Ihrer Gegen-
wart, Mr. Prancott. Sie haben an vielem teilgehabt
und ich sehe — aus den verschiedensten Gründen — nicht
ein, warum ich vor Ihnen ein Geheimnis aus den Din-
gen machen sollte, die ich entdeckt habe und die, wie ich
glaube, den größten Teil der Rätsel lösen können.“

„Danke —“, erwiderte Lytton Prancott etwas ver-
legen. Aber dabei richtete er einen forschenden Blick
auf den Major.

Cranbourne lehnte sich zurück. Er holte mit einer
ruhigen Geste einen in Papier gewickelten, schmalen und
langen Gegenstand aus seiner Tasche hervor. „Damit
begann es —“, sagte er.

„Ein Dolch!“ schrie Violet.

„Ruhe doch!“ sagte Tante Betsy unwillig.

Alle sahen zu, wie er den Gegenstand auswickelte.
Es war ein 40 Zentimeter langer Holzsplitter, auf einer
Seite glänzend poliert und an der Spitze stumpf und
schwarz — wie verkohlt. Und nun erkannte ihn Janet.

„Das ist der Splitter von meinem Schreibtisch“, rief
sie, „den Cranbourne vor zwei Tagen in meinem Zim-
mer aufhob. Ich wunderte mich noch, als Sie ihn an sich
nahmen, und ich fragte mich, warum Sie das wohl
täten!“

„Ach — ich fand ihn so lustig!“ sagte der Major
lächelnd. Er drehte das Holzstück zwischen seinen
schmalen Fingern. „Ich fand ihn so — mitteilhaft!“

Tante Betsy stieß hervor: „Was für ein Unsinn!“

Der Major zuckte amüsiert die Achseln. „Glauben
Sie? — Ich habe den Eindruck, daß dieser Holzsplitter
von Janets Schreibtisch begierig ist, uns etwas zu er-
zählen, was keiner von uns weiß!“

„Was? Was?“ rief Violet gespannt.

Er faßte den Splitter wie ein Messer und hob die
Spitze ins Licht: „Wollen Sie sich einmal die Mühe
geben, ihn genau zu betrachten? Nicht wahr, es ist ein
Stück der Vorderkante der Schreibtischplatte. Janet hat
uns erzählt, sie hätte den Schreibtisch verschlossen, ehe
sie wegging, stimmt es? — Nun . . . finden Sie was
Besonderes an dem Ding?“ Er zeigte das Holzstück
herum.

„Das untere Ende ist vom Feuer geschwärzt —“,
sagte Onkel Martin, das Holz aufmerksam betrachtend.

„Und das andere Ende — die obere Kante?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen?“

„Die obere Kante ist unversehrt vom Feuer —“, er-
klärte Cranbourne. „Und hier sehen Sie Beschädigun-
gen am Holz. Ein harter spitzer Gegenstand hat sich am
oberen Rand eingedrückt. Sie sehen Rillen und Ab-
spalterungen. Stellen Sie sich einmal vor, die Schu-
blade wäre nicht verbrannt und dieser Teil wäre noch
mit der Tischplatte verbunden, zu der er einst gehört
hat. Was würden Sie sagen, wenn Sie solche Ver-
letzungen an der Seite der Tischplatte sehen würden, die
unmittelbar an die obere Kante der Schublade stieß?“

„Donnerwetter!“ machte Prancott. Er erhob sich und
grinste über das ganze Gesicht. „Sie sind ein fixer
Junge!“ sagte er anerkennend. „Jetzt habe ich's erfaßt.
Ich würde sagen: Jemand hat den Schreibtisch gewalt-
sam geöffnet.“

„Wahrhaftig!“ rief Janet. Sie hatte verstanden und
sah sich die Leiste genau an. „Siehst du, Onkel Martin
— da hat jemand mit einem spitzen Gegenstand zwischen
Tischplatte und Schublade herumgebohrt und sie aufge-
brochen!“

„Verdammt noch mal!“ sagte Onkel Martin baff.
„Aber was schließen Sie daraus? Wie soll die
Sache denn zusammenhängen?“

„Ach —“, sagte Cranbourne in seiner überlegenen
Art. „Das ist ziemlich einfach. Jemand, der irgendwas
in der Schublade suchte und der es eilig hatte, hat sie
erbrochen und nachher, um die Zerstörung zu verbergen,
hat er den Tisch angezündet.“

„Na, hören Sie —!“ rief Tante Betsy mit aufge-
rissenen Augen aus.

Cranbourne fuhr lächelnd fort: „Alles möglich, was?
Er war ziemlich großzügig in der Wahl seiner Mittel,
wie man sieht. Den Weg dazu gewiesen hat ihm wohl
die Zigarette, die Janet, wie sie uns bekannt hat, bren-
nend im Zimmer ließ.“

„Siehst du!“ rief Violet langgezogen und klagend
aus.

„Das ist doch jetzt egal!“ sagte Janet, aufs höchste ge-
spannt. „Und wer soll es gewesen sein, der das getan
hat?“

„Ich kam durch einen Zufall darauf. Es war zu-
nächst nichts weiter als ein Verdacht. — Aber Sie müssen
sich hinsetzen, Mr. Prancott — Sie irritieren mich durch
Ihr Hin- und Hergehen!“

„Verzeihung!“ murmelte der junge Mann und ließ
sich in einem Sessel nieder.

Cranbourne lächelte wieder. „Bitte, sehen Sie sich
mal an, wie Mr. Prancott in dem Sessel sitzt!“

Alle wandten sich erstaunt dem Amerikaner zu. Der
sprang erschrocken auf und blickte sich nach dem Sessel um.

„Nein, bitte — bleiben Sie sitzen!“ rief Cranbourne.
„Darauf kommt es ja gerade an.“

Rot übergossen sank Prancott wieder in den Sessel
und sah sich mißtrauisch und verlegen in der Gesell-
schaft um.

Cranbournes Stimme ging ruhig weiter: „Mr. Pran-
cott ist doch gewiß groß —“

„O ja!“ sagte Tante Betsy.

„— und doch ist der Sessel, in dem er sitzt, so tief und
die Arm- und Rücklehnen sind so massiv, daß ein Mann,
der darin sitzt, von einem andern Mann, der quer durch
das Zimmer gehen würde, nicht bemerkt zu werden
braucht. . . . Nun also — vor zwei Tagen saß ich in
diesem Sessel. Es war der Nachmittag, wo Sie, Janet,
mit Mr. Prancott ausgefahren waren und Direktor
Anderson begleitete gerade den Gendarmieriecapitaine
zur Parkpforte. Da sah ich jemanden aus dem Gang
kommen, wo die Schlafzimmer der Damen liegen! Ich
las eine Zeitung. Ich war müde und hatte keine Lust,
mich zu unterhalten. So machte ich mich nicht bemerk-
bar. Der Mann, der aus dem Gang kam, schien mir
etwas erregt. Er wuschte sich die Stirn und rieb sich mit
einem Taschentuch die Hände und dann ging er rasch
durchs Zimmer in den Park. Eine Viertelstunde später
wurde von den Dienstboten das Feuer entdeckt, Janet.
Und ich nehme heute an, daß der Mann aus diesem
Zimmer kam. Sie werden erraten, wer es war!“

„Mac Norton?“ fragte Violet.

„Mac Norton!“ sagte Cranbourne. (Fortf. folgt.)

Der Kapitän.

Von Peter Robinson.

Seit vier Tagen sind Gröbers von der Hochzeitsreise zurück. Hugo Gröber zählt 33 Jahre, Frieda ist 10 Jahre jünger. Aber sie hat nun schon die zweite Hochzeitsreise hinter sich. Mit 20 Jahren hatte sie einen gewissen Schilling, Großkaufmann in Königsberg geheiratet. Nach einem Jahre war die Ehe getrennt worden, aber nicht durch Schillings Tod, sondern durch das Gericht, was für Schilling entschieden angenehmer gewesen war. Frieda hatte dann wieder bei ihren Eltern in Berlin gelebt; im letzten Sommer war sie in Travemünde gewesen, und da hatte sie Gröber kennen gelernt, der Großkaufmann in Lübeck ist.

Es ist also am vierten Tage nach der Heimkehr, einige Zeit nach dem Abendessen, gerade solange, daß Hugo Gröber eben mit einer Zigarre fertig geworden ist und überlegt, ob er noch eine zweite anzünden soll. Die drei Abende vorher hat er eine Menge Arbeit nachzuholen gehabt; zum ersten Male genießt er jetzt das häusliche Behagen. Er sieht zu Frieda hinüber, die sich in einen Sessel geluscht hat, mit einer Zeitschrift beschäftigt. Gröber legt die Zigarre, die er schon herausgegriffen hatte, wieder fort. Nein, er wird doch keine mehr rauchen. Er steht auf, lehnt sich an Friedas Sessel und streichelt ihr sacht über das Haar. „Friedelchen, du bist entzückend! Einfach goldig bist du!“

„Danke, mein Schatz!“ Frieda legt die Zeitschrift aus der Hand. Gröber tätschelt ihre Arme. Seit ein paar Minuten liegt ihm eine Albernheit auf der Zunge, jetzt muß sie heraus. „Was der Schilling doch für ein Esel sein muß. Solch ein nettes Frauchen nicht festzuhalten.“

Frieda greift wieder nach der Zeitschrift. „Aber Hugo, so was sagt man nicht!“

„Na, warum denn nicht, Friedelchen? Ich muß mich ja freuen, daß er solch ein Schafskopf gewesen ist; dankbar kann ich ihm sein.“

Frieda lächelt. Gröber versucht ein listiges Augenzwinkern. „Sage mal, Herzchen, war er sehr eilig. Ein gräßlicher Kerl, ja?“

Frieda sieht auf ihre Zeitschrift, überlegt einen Augenblick und legt sie dann entschlossen fort. „Was heißt eilig? Das ist doch ein relativer Begriff. Wir paßten nicht zueinander. Er war eigensinnig, er wollte nie Rücksicht auf meine Wünsche nehmen, und damit hat er mich geärgert.“

„Geärgert? Wie kann man so ein goldenes Frauchen ärgern! Du armes Herzchen!“

Frieda lacht ein bißchen spöttisch. „Nun, ich habe auch meinen Kopf aufgesetzt, das kannst du dir denken.“

„Brav, Friedelchen, das ist ihm recht geschehen.“ Gröber versucht ein stärkeres listiges Zwinkern. „Du, Herzchen, sage mal —“

„Nun?“

„Ja, sage mal, wie fing denn das eigentlich an? Was war denn der erste Streich?“

„Aber Hugo, warum soll ich das aufwärmen? Das ist doch vorbei.“

„Du mußt es mir erzählen, Friedelchen. Bitte, bitte!“

„Na schön. Warte mal — wie war das doch gleich? Sehr halb, nachdem wir nach Hause gekommen waren, ist es gewesen. Ich hatte doch mit Paul — mit Schilling, wollte ich sagen — auch eine Reise gemacht. Nun war ich natürlich sehr gespannt auf all die neuen Bekanntschaften. Ich wollte doch meine Pflicht sehr ernst nehmen und Pauls — Schillings Haus recht gut repräsentieren, wie mir Mama das eingeschärft hatte. Aber da brachte er mir, ehe ich sonst noch jemand kennen gelernt hatte, einen gräßlichen Menschen ins Haus. Ein Kapitän war es, ein Handelschiffskapitän.“

Gröber wundert sich. Ganz in Gedanken zieht er die Kiste mit den Zigarren zu sich heran. „Ein Kapitän? Aber Friedelchen, Kapitäne können sehr nette Menschen sein.“

„Der war aber keiner. Er war jedenfalls nicht gewöhnt, mit einer Dame umzugehen. Das kann man sich ja denken; auf dem Schiff hat er bloß seine Matrosen.“

„Aber Kind, das sind doch nur die Ausnahmen.“ Gröber nimmt mechanisch eine Zigarre aus der Kiste.

„Dann war der eben eine Ausnahme. Wenn ich dir sage: nicht mal eine ordentliche Verbeugung hat er gemacht, als Paul — als Schilling mit ihm ankam. Gleich hat er mir die Hand hingestreckt, und angelacht hat er mich. An solche Formen war ich von Hause nicht gewöhnt; mein Papa ist doch Geheimrat.“

„Um, hm.“ Gröber knipst von der Zigarre die Spitze ab.

„Und dann seine Rücksichtslosigkeit bei Tische. Da hatte er zuerst Schilling etwas zu erzählen, wovon ich nichts verstand, von einem Korngeschäft oder so einer Sache, die Schilling auch sehr wichtig nahm, obgleich sie doch nur ins Geschäft gehörte. Und wie der Mensch, der Kapitän, sich dabei ausdrückte! Geflücht hat er; es hat nur so gedonnert. Ich habe immerzu denken müssen: Wenn das meine Mama hörte! Nachher, als wenn er das wieder gut machen wollte, fing der Kapitän noch an, mit mir vom Kochen zu reden. Ein Rezept wollte er mir geben zu

einer ganz besonderen Krebssuppe. „Die müssen Sie mal für Ihr Männchen kochen“, hat er gesagt. Ich habe ganz kühl entgegnet; er sollte das Rezept nur der Köchin geben. Da hat er so niederträchtig und spöttisch gelacht. Ich habe dann aber auch eine entsprechende Miene aufgesetzt; das hat er gemerkt, und als er ging, hat er doch die Unverschämtheit gehabt, zu sagen: „Na, verehrtes Frauchen, mit Ihnen hab' ich's heute wohl verdorben. Macht nichts, es wird schon noch werden.“ Solch eine Frechheit! Ich habe dann Paul — Schilling, meine ich — gesagt, der Mensch dürfte mir nie wieder ins Haus kommen. Da meinte er, das wäre Unsinn, und ich müßte noch viel lernen. Stelle dir das vor, Hugo! Und das nächste Mal müßte ich mich zusammennehmen und netter sein; er hätte den Kapitän schon zum nächsten Tag zu Mittag gebeten. Natürlich verlangte ich, er sollte das rückgängig machen, aber er wollte sich auf nichts einlassen, und richtig: am andern Tage kam er wieder mit dem Menschen an. Ich sagte ich hätte Kopfschmerzen, und ließ die beiden allein. Nachher kam Schilling und war verärgert und sagte, er verstehe ja, daß ich mich erst eingewöhnen müßte, aber so etwas hätte doch nicht passieren dürfen, und ich hätte ihn ja blamiert. Und denke dir, Hugo: er sagte, ich sollte vernünftig sein. Vernünftig sein sollte ich! hat er gesagt.“

Gröber probiert, ob die Zigarre Luft hat. „Das war unpaßend; das dürfte er nicht verlangen.“

„Richtig wahr? Ich hab's mir aber auch gemerkt, und wenn er so seinen Willen durchsetzen wollte, dann hätte ich auch meinen Kopf für mich. Weißt du, Hugo: es ist ja wahr, ich hatte noch wenig Weltkenntnis, und bei Papa und Mama war alles ganz anders gewesen — aber Paul, ich meine Schilling, hätte nicht so viel auf einmal verlangen dürfen. Wenn es nicht gleich zu Anfang den Verdruß gegeben hätte wegen des Kapitäns — wie hieß er doch gleich? Richtig: wegen des Kapitäns Swartkopp, dann —“

„Nanu, Swartkopp?“ Hugo Gröber sucht in allen Taschen nach seiner Zündholzschatel. Mit starren Drehungen fragt er dabei: „Sage mal, Frieda, war das so ein großer, hagerer Mann mit einem tödlichen Bart und einer etwas trummen Nase?“

„Freilich. Ja, kennst du ihn denn? Ein Esel, nicht wahr?“

Gröber hat die Zündholzschatel gefunden; nervös dreht er sie zwischen den Fingern. „Aber nein. Das heißt: ja, ich kenne ihn. Aber ein Esel ist er wirklich nicht, liebe Frieda.“

„Wie, er ist dir nicht auch gräßlich?“

„Ein gutmütiger Kerl ist er und einer der zuverlässigsten Menschen, die ich kenne. Er hat mir mal eine ganze Schiffsladung gerettet, liebe Frieda.“

„Das kann vorkommen, das muß dich natürlich für ihn einnehmen. Ich habe ihn eben anders kennen gelernt. Nun, wir werden ihn ja nicht zu sehen bekommen.“

„Um, das ist so eine Sache, liebe Frieda. Kapitän Swartkopp fährt jetzt nämlich immer zwischen Königsberg und Lübeck. Heute früh ist er hier angekommen. Er war schon bei mir im Kontor.“

„So?? Nun ja, wenn du geschäftlich mit ihm zu tun hast. In dein Kontor kann er ja kommen, so oft es nötig ist. Das soll mir gleich sein.“

„Ja, aber, liebes Kind —“ Gröber holt umständlich ein Zündholz aus der Schachtel. „Sieh mal, liebe Frieda — na also: ich habe den Kapitän für morgen zu Mittag eingeladen.“

Frieda Gröber springt aus dem Sessel auf. „Wie, der Mensch soll morgen zu uns kommen? Aber das ist ja — ach so, du wußtest ja noch nicht Bescheid. Ein Glück, daß wir auf ihn zu sprechen gekommen sind. Nun kannst du ihm wenigstens noch absagen.“

Hugo Gröber muß sich mit der Regulierung seiner Atemungstätigkeit beschäftigen. „Absagen? Aber liebe Frieda —“

„Das ist doch klar, das kann ich doch wohl erwarten.“

„Du weißt noch nicht Bescheid, liebe Frieda. Also: der Kapitän ist ein guter Freund von mir. Wir duzen uns. Du wirst ja morgen sehen, daß du dich geirrt hast, und er ein ganz famoser Kerl ist.“

„Wie soll ich das sehen? Du willst ihn also wirklich ins Haus bringen?“

„Soll ich ihn etwa rauschmeißen? Bitte, überlege doch!“

„Ich lasse mich nicht sehen; du kannst allein mit ihm essen.“

„Aber Frieda, sei doch vernünftig!“

„Was hast du gesagt? Wer —“

„Herrgott, ja, vernünftig sollst du sein!“ schreit Hugo Gröber.

„Vernünftig?“

„Zum Donnerwetter ja: vernünftig sage ich!“ —

Dunns, eine Tür fällt zu. Frieda hat das Zimmer verlassen. Hugo Gröber streicht mechanisch das Zündholz an und entzündet seine Zigarre. Dann wirft er sich in einen Sessel und fängt an, ganz gewaltig zu dampfen.

Ich fahre Motorrad.

Von Siegfried von Begejad.

Ich hätte es nicht tun sollen, es ist Wahnsinn, der reine Wahnsinn. Aber jetzt sitze ich darauf und kann nicht hinunter, und dieses knatternde Ungetüm schleudert mich irgend wohin, an Häusermauern und entgegengesetzten Autos dicht vorbei, — ich bin verloren. Das kann und kann nicht gut ablaufen. Wie konnte ich so verrückt sein! Wenn ich doch den Grappa nicht getrunken hätte, diesen starken Tessiner Schnaps, — nur er ist daran schuld. Sonst wäre ich ja nie so tollkühn geworden, sonst hätte ich ja nicht so getan, als wäre Motorradfahren meine Leidenschaft, als wäre ich schon einige tausend Kilometer durch die Welt geflitzt. Welch ein Irrsinn!

Und jetzt hocke ich hinter Karls breitem Rücken, zusammengekauert wie ein Häufchen Unglück. „Klammeraffchen“ nennt man doch diese lächerlichen Geschöpfe. Wie oft habe ich mich über sie lustig gemacht, über diese hinten angestellten Dämchen. Und nun bin ich selbst, ich, ein Mann, ein ernsthafter, durchaus korrekter Mann gelesenen Alters, — solch ein hilfloses, albernes Affchen.

Wie die Häuser, Bäume und Menschen vorüberjagen. Schon flammen hier und dort Lichter auf. Große blendende Strahlenbündel entgegenrasender Autos verschlingen uns und speien uns wieder gleichgültig aus in grausame Finsternis. Wir jagen einem runden rötlichen Lichtschein nach, den wir uns selbst auf den Weg werfen. Aber wir holen ihn nie ein. Ich starre in diese uns vorausrasende Lichtscheibe und sehe mit Entsetzen: wir jagen direkt auf eine Mauer los, — hier hört die Straße plötzlich auf. Aber es ist nur eine Kurve. Das Ungetüm legt sich zur Seite, Karls Schultern sind plötzlich ganz schief, auch ich folge unwillkürlich dieser Bewegung. Ein sonderbares Schwindelgefühl läuft kitzelnd vom Nacken bis zu den Knöcheln hinunter, — dann richtet sich das Ungeheuer wieder auf, wir haben die Kurve „genommen“!

Ich werde etwas mutiger, atme erleichtert auf. So weit ich überhaupt atmen kann. Ich versuche über mich selbst klar zu werden. War es wirklich nur der Schnaps, der mir alle Vernunft raubte, mich zu dieser Höllenfahrt verleitete, statt daß ich wie sonst auf die Elektrische wartete? Oder steckt noch etwas anderes dahinter, — sei ehrlich: bekenne!

Ja, wenn wir Männer unter uns gewesen wären, dann hätte ich Karls heimtückisches Anerbieten wohl dankend abgelehnt. Aber wir waren nicht allein: Madeleine, Karls reizende Frau, war dabei gewesen. Und Madeleine — ich weiß nicht warum, — macht sich immer über mich lustig. Sie nimmt mich nicht ganz ernst, behandelt mich wie einen Trottel. Wenn man jede überflüssige Strapaze vermeidet, lieber im Diegestuhl liegt, als auf die Berge zu krazeln, — ist man dann ein Trottel? Madeleine sah mich so spöttisch von der Seite an, als Karl mir den Vorschlag machte, daß ich, — ich hatte eben mein sechstes Glas Grappa geleert, — ohne mit der Wimper zu zucken sofort darauf einging. Ich wollte mich endlich als vollwertigen Mann erweisen. Mit keiner Silbe verriet ich, daß ich noch nie in meinem Leben auf einem Motorrad, — ja, nicht einmal auf einem ganz gewöhnlichen Fahrrad, — gesessen habe. Und so schwang ich mich möglichst gelassen, — absichtlich hielt ich die brennende Zigarette im Mund, — hinten auf den Sitz, preizte die Beine flott, wandte den Kopf und winkte lächelnd mit Todesverachtung Madeleine zu.

Aber dann, mit einem Ruck, war der Rausch, war der Mut verflogen. Zuerst ging es wie im Gleitflug die leicht geneigte Straße hinunter. Ich fiel nach vorn, packte Karl an der Schulter, er schrie mir etwas zu, dann fand ich den Griff. Kaum hatte ich diesen Schreck überwunden, bekam ich von unten einen Stoß, — ich glaube, der technische Ausdruck lautet: der Motor „sprang an“, — und ich sprang mit. Das Ungetüm fing an zu fauchen, — die Höllenfahrt begann. Ich duckte mich, machte mich so klein wie möglich, aber nichts half. Wir war ganz jämmerlich zu Nute. Und mit jeder Minute, die ich auf diesem rasenden Ungeheuer hockte, wird es schlimmer und schlimmer. Ein Gluck nur, daß Madeleine, daß Karl mich nicht sieht. Nein, wie ein Held sehe ich jedenfalls nicht aus, und es wird auch kein Heldentod sein, wenn ...

Ein ganz gewöhnlicher, banaler Verkehrsunfall, drei Zeilen in der Zeitung: Zusammenstoß zwischen Motorrad und ... Es gibt so entsetzlich viele Dinge, mit denen man zusammenstoßen kann: Autos, Mauern, Bäume, Pfähle. Man kann überfahren, oder man kann auch selbst über-

fahren werden. Von vorn, von hinten, von der Seite. Straßenkreuzungen sind besonders gefährlich. Und hier kommt eine. Wir müssen ein Lastauto überholen. Gleichzeitig rasen links entsetzliche Scheinwerfer auf uns los, die Straße ist so schmal, es gibt kein Entrinnen ... Im letzten Augenblick schießen wir am Lastauto vorbei, werfen uns nach rechts, die weißen Lichtkegel schneiden haarscharf meine Schulter: Aber das ungeheure Lastauto mit den malmenenden dicken Doppelrädern dicht im Nacken zu fühlen ist auch kein Vergnügen. Lieber schon trachend zusammenstoßen, als heimtückisch von hinten zu Mus zerdrückt zu werden. Aber man wird ja nicht nach seinen besonderen Wünschen gefragt, und zum Wählen hat man keine Zeit ...

Merkwürdig, der Gedanke, an den ich mich immer wieder zu klammern suche, — daß ich gerade in diesem Jahre mein Leben versichert habe, — tröstet mich nicht ein bißchen. Ich stelle mir den Haufen Geld vor, aber das Häufchen, das ich selbst dann sein würde, schleibt sich immer störend dahinter. Sonderbar, wie das herrlichste Geld plötzlich an Wert verlieren, und dieses bißchen Leben, dieses fragwürdige, durchaus nicht erfreuliche Leben einen unglaublichen Wert bekommen kann. Niemals kam mir mein kleines Ich so kostbar, so unerlässlich vor, wie gerade in diesem Augenblick, als das Lastauto dicht hinter mir her schnaufte.

Endlich hält das Höllensfahrzeug. An allen Gliedern schlotternd und zerschlagen taumele ich von meinem Sitz herunter. Aber während ich mir heimlich schwöre, nie wieder solch ein Ungetüm zu besteigen, versichere ich Karl, — wie schnell wird man wieder ein Held! —

„Eine großartige Maschine! Schade nur, daß du in der Dunkelheit nicht schneller fahren konntest!“

Die Parabel vom umgekehrten Opernglas.

Von Max Hayel.

Ich ging ins Theater und nahm das Opernglas mit. Es war nicht recht eingestellt. Als ich es an die Augen führte, zeigten sich mir die Gestalten auf der Bühne in unklaren, zerfließenden Konturen und ich hatte zu schrauben und zu versuchen, bis ich die einzelnen Schauspieler in scharfen, bestimmten Umrissen sehen und ihr Mienenpiel beobachten und verfolgen konnte. Einmal nahm ich, zum Spaß, das Glas umgekehrt vor: die großen Linien waren an meinen Augen, die kleinen der Bühne zugerichtet. Und sogleich sah ich die Bühne in märchenhaft phantastischer Ferne zur Miniaturbühne geschrumpft und ein paar anmutige Liliputaner bewegten sich und sprachen dort unten, kleine Kerlchen, die ich als Riesenspielzeug in meiner Westentasche hätte unterbringen können. Doch als ich dann das Glas wieder umkehrte, standen die Schauspieler in ihrer natürlichen Größe vor mir, sie waren wieder ausgewachsene Menschen, und es lag gar kein Grund vor, sich als Gulliver zu fühlen.

Und ich dachte daran, wie hübsch das wäre, wenn wir immer so ein Opernglas bei uns hätten — und sei es nur ein fiktives — das uns befähigen könnte, die scheinbar großen Dinge gelegentlich sehr groß zu sehen. (Unsere Augen, das darf man nicht vergessen, unsere Augen sind Organe des Geistes, der mit den Bildern, die sie ihm projizieren, erst etwas Richtiges oder Unrichtiges anfangen muß!) Ja, ich dachte daran, wie hübsch das wäre, wenn wir alle Schreden und Furchterlichkeiten, wenn wir alle qualvollen Bilder des Lebens jeweils klein, ganz klein zu sehen vermöchten — und die Herrlichkeiten des Lebens, seine Farben und Gnaden, sein Göttliches und Ewiges groß, ganz groß. Ja, ich dachte daran, wie hübsch das wäre! Denn das Leben ist immer das, was wir aus ihm machen und wofür wir es ansehen: ein Himmel oder eine Hölle, ein erhabenes Panorama oder eine Stätte unerbittlicher Gegnerschaften, ein fröhliches Fest oder eine endlose Marter.

Da sagt einer: „Armut ist eine Ansichtssache“ — denn der arme Sokrates, der gelassen den Schierling trank, war reich wie ein Gott. Und Millionäre schlafen schlecht, wenn die Kurse ihrer Papiere fallen — so arm sind sie.

Und so ist das ganze Leben eine Ansichtssache!

Gebt acht, daß ihr im rechten Augenblick die Dinge groß und die Dinge klein seht! Kehrt das Opernglas um, wenn es not tut! Zum Spaß!